

lungen des Bischofs im Münster selbst nur solche Rechtsgeschäfte betrafen, die das Domkapitel als Körperschaft angingen, während die Rechtshandlungen des Bischofs als Stadtherren in seinem Palast stattfanden oder auch vor dem Südportal. Hier hat später als Rechtsnachfolger des Bischofs auch der Stadtrat Gericht abgehalten. Nach Fertigstellung der Westfassade war der Platz vor dem Münster die Stätte der Bürgereide. In späterer Zeit fanden die Gerichtshandlungen, insbesondere die Sendgerichte, die ursprünglich im Münster selbst abgehalten wurden, an verschiedenen Orten im Umkreis des Münsters statt.

Zusätzlich sei noch bemerkt, daß die bedeutsame Stellung des Straßburger Münsters im öffentlichen Leben der Stadt auch das Interesse der Bürgerschaft am Bau wach erhielt. Weil die Stadt noch vor Ende des 13. Jahrhunderts die Bauleitung übernahm, konnte die stolze Westfront aufgerichtet werden, während in Köln die Bürger nach der Schlacht von Worringen an der Bischofskirche kein besonderes Interesse bekundeten, so daß der Kölner Dom bis auf den Chor als die Kirche des Domkapitels unvollendet liegen blieb.

Ernst Gall

RAFFAELLO DELOGU, *L'architettura del Medioevo in Sardegna*. Roma, Libreria dello Stato, 1953 (Architettura delle Regioni d'Italia, vol. I). 282 S., 66 Fig. im Text und 222 Taf. Ganzleinen Lire 10 000.

Die mittelalterliche Baukunst Sardinien, deren Denkmäler die Untersuchungen von Scano (1907) und Freshfield (1913) zum ersten Mal einem größeren Arbeitskreis teilweise bekannt machten, war bis heute weitgehend Objekt einer lokalen Forschung, die sich zur Veröffentlichung ihrer Ergebnisse vornehmlich schwer erreichbarer insularer Zeitschriften bediente. Umso begrüßenswerter ist darum der Entschluß des italienischen Unterrichtsministeriums, die von ihm geplante Reihe von Gesamtdarstellungen italienischer Architekturlandschaften, welche vor allem weniger bekannte Bezirke italienischer Baukunst der Forschung erschließen sollen, mit dieser umfassenden Untersuchung zu eröffnen, die einen der besten Kenner sardinischer Kunst zum Verfasser hat. Entsprechend den Absichten des Herausgebers wird der Bestand mittelalterlicher sakraler Denkmäler mit möglicher Vollständigkeit vorgeführt, die von einem reichen Literaturverzeichnis begleitete ausgezeichnete Darstellung dabei durch ein in monatelanger Arbeit vom Gabinetto Fotografico del MPI eigens angefertigtes Bildmaterial illustriert.

Wesentliches Anliegen des Verf. sind die Sakralbauten des 11. bis 14. Jahrhunderts, deren Voraussetzungen von den frühchristlichen Anfängen bis um 1000 einleitend untersucht werden. Den hierbei für die Denkmäler des ausgehenden ersten Jahrtausends gewonnenen Ergebnissen — die Bedeutung Campaniens bei der Vermittlung byzantinischer Formen sei hier besonders hervorgehoben — kann weitgehend zugestimmt werden, einige Datierungen bedürfen der Revision, da sie sich auf die durchaus nicht sichere zeitliche Fixierung sizilischer Denkmäler stützen.

Die Verbindung mit dem Kirchenbau des Westens schufen im Süden der Insel Mönche aus der Abtei St. Victor in Marseille, deren erstes Auftreten in die Jahre 1079—1089

fällt. In ihrem Gefolge werden südfranzösische Bauleute nachgewiesen, die bei den vorzugsweise über altchristlichen Kultstätten errichteten Neubauten sich so weitgehend heimischer Formen bedienten, daß D. den südsardinischen Kirchenbau vom ausgehenden 11. bis zum 5. Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts mit Recht als Appendix der gleichzeitigen französisch-catalanischen Architektur bezeichnet. Als provençalischen Ursprungs erweist sich bei einer Gruppe von Bauten, deren bedeutendste der Erweiterungsbau von S. Saturno in Cagliari sowie die Pfarrkirche in S. Antioco sind, die Tonne mit Quergeruten, die Innenwand- und Apsisgliederung.

Völlig verschieden von der baukünstlerischen Situation Südsardiniens ist die des Nordens der Insel, wo 1063 Mönche aus Montecassino Fuß faßten. Alle Bauten des ausgehenden 11. und frühen 12. Jahrhunderts lassen hier eine erste Verbindung mit dem italienischen Festland erkennen, wobei die Beiträge einzelner Landschaften sich überschneiden. Als schulbildende Bauten von weitreichendem Einfluß erweisen sich S. Gavino in Porto Torres und S. Maria in Ardara. Der Gründungsbau von S. Gavino, dreischiffig mit Pseudoquerhaus und Westapsis — die Ostapsis gehört zu einem späteren Verlängerungsbau — ist weitgehend pisanischer Provenienz, jedoch nicht vor Ende des 11. Jahrhunderts anzusetzen. Der Erweiterungsbau ist im Hinblick auf die Gewölbe der Seitenschiffe mit dem 1. Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts zu früh datiert. Der Stützenwechsel, der eine Parallele bei S. Simplicio in Olbia hat, dürfte lombardischen Ursprungs sein, wenn auch eine toskanische Vermittlung nicht ausgeschlossen ist. Lombardische Wölbung und pisanischer Baudekor begegnen sich bei S. Maria di Ardara und ihren Schulbauten.

Zwischen 1130—1150 werden Einflüsse des südlichen Querhausarmes des Domes in Pisa erkenntlich. Die Apsis- und seitliche Wandgliederung der Kathedrale S. Giusta bei Oristano ist hierfür das früheste und auch bedeutendste Beispiel. Seinem Schöpfer ist in großen Teilen S. Antioco in Bisarcio und die heute zerstörte Kirche S. Maria di Terralba zuzuschreiben, deren inschriftliche Datierung 1140 einen terminus ante für S. Giusta ergibt.

Mehr als regionales Interesse beansprucht die im Zentrum der Insel gelegene Zisterzienser-Klosterkirche S. Maria di Corte bei Sindia. Nach einer Begegnung mit dem hl. Bernhard schenkte der Richter Gonario di Torres zwischen 1147—1148 das Gelände der „curtis“ (Corte) von Cabuabbas der Abtei Citeaux, deren Mönche im Anschluß an die Schenkung dort ein Kloster errichteten. Die Klosterkirche ist heute zum größten Teil zerstört, läßt jedoch ein dreischiffiges Langhaus mit anschließendem Querschiff, ein gerade geschlossenes Presbyterium, sowie seitlich von diesem je zwei rechteckige Nebenkappen mit Sicherheit erkennen. Auf einer Vermutung scheinen die Siebenzahl der Langhausjoche und die sehr unwahrscheinliche längsoblange Form der Schiffspfeiler zu beruhen. Die Grundrißlösung macht eine Entstehung des Baues bald nach der Klostergründung möglich und dieser wird von D. zutreffend als eines der ältesten erhaltenen Beispiele des frühen zisterziensischen Kirchenbaues angesehen, für dessen vorliegende früheste Planform zuletzt Esser (Archiv f. mittelhochdeutsche Kirchengesch. 5, 1953, S. 203) die Bezeichnung „bernhardinischer Plan“ vorgeschlagen hat. Bei

der Einordnung des Baues in die Zisterzienserarchitektur des italienischen Festlandes — alle in diesem Zusammenhang angeführten Bauten datieren nach 1170 oder aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts — bleibt die Abteikirche Tre Fontane bei Rom unerwähnt, obwohl es sich hier wahrscheinlich um die einzige gleichzeitige und auch wirkliche italienische Parallele handelt. Tre Fontane ist eine Gründung Innozenz II., in dessen Streitigkeiten mit Anaklet II. Bernhard von Clairvaux eine für den Sieg Innozenz' nicht unerhebliche Rolle spielt. Das Kloster wurde mit Mönchen aus Clairvaux besetzt und hatte als ersten Abt Bernhard, einen Schüler des hl. Bernhard. Die Ostlösungen von Tre Fontane und S. Maria di Corte sind identisch, hier wie dort erfolgt die Klostergründung in unmittelbarer Verbindung mit dem hl. Bernhard und ist mit einer Übernahme französischer Mönche verbunden. Der Nachweis weiterer Gemeinsamkeiten kann durch eine genaue vergleichende Bauuntersuchung erbracht werden, die für Tre Fontane immer noch aussteht. — Die baulichen Auswirkungen von S. Maria di Corte auf die insulare Architektur sind gering, durch die Zisterzienser gelangen in der Folgezeit die ersten gotischen Formen nach Sardinien, jedoch erscheinen diese nur zögernd an den Ordensbauten, deutlicher an Pfarrkirchen der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Das Erstarken der Gemeinden, vor allem aber die bauliche Betätigung der aus Pisa und Genua stammenden herrschenden Familien führten zwischen 1170—1230 besonders in dem architektonisch bis dahin weniger saturierten Süden der Insel zu einer regen Bautätigkeit, die allenthalben eine sehr enge Verbindung mit der Toskana, vor allem mit Pisa (Domfassade, Campanile, Baptisterium), Lucca und Pistoja erkennen läßt. Die festländischen Neuheiten vermengen sich mit eigenständigen Formen, jedoch ist infolge der reichen Verwendung von Intarsien, der auf die Spitze gestellten Schmuckquadrate, der Blendgalerien und Lisenengliederung das toskanische Element vorherrschend. Dies gilt auch für die gleichzeitigen Bauten der nördlichen Inselbezirke. Französische neben pisanischen Meistern vermutet D. mit Recht bei der Vorhalle von S. Antioco di Bisarcio (zwischen 1170—1190), die eine nahe festländische Verwandte in der Vorhalle der abruzzesischen Abteikirche S. Clemente di Casauria hat. Die Notwendigkeit einer über Gavini (*Storia dell' architettura in Abruzzo*, vol. I) hinausgehenden Untersuchung dieses in seiner Bedeutung bislang noch nicht erkannten wichtigsten Baues der abruzzesischen Architektur des 12. Jahrhunderts erweist sich auch in diesem Zusammenhang.

Die Machtkämpfe zwischen Genua und Pisa, das Ausklingen des romanischen Stiles in Ligurien und der Toskana bleiben auch für Sardinien nicht ohne Auswirkung. Der Kirchenbau tritt neben der Errichtung von Burgen und Ortsbefestigungen zurück, die neu errichteten Anlagen sind durchweg räumlich unbedeutend, verdienen jedoch besondere Beachtung im Hinblick auf die reiche Verwendung islamischer Schmuckformen, deren spanischen Ursprung D. überzeugend nachweist. Gleichzeitig erscheinen im 5. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts im Norden und Süden der Insel spanische Bauleute und mit ihnen die gestelzte Form des Spitzbogens, der Dreipaßbogenfries mit oder ohne Kerbschnittornament, die durch Querprofile gebrochene Lisene, die farbigen

Majolikschüsseln u. a. m. Bemerkenswert der mehrfache Nachweis des überzentrischen Bogens, welcher der mittelalterlichen Architektur Siziliens völlig fremd ist, dagegen im 12. Jahrhundert häufige Verwendung in den Abruzzen gefunden hat. Nachdem bislang, und oft vergeblich, das Auftreten islamischer Bau- und Schmuckformen in Mittel- und Süditalien stets von dem sizilianisch-normannischen Bautenkreis her zu erklären versucht wurde, werden in Zukunft die hispano-sardinischen Vorkommen, von welchen D. ein reiches Bildmaterial vorlegt, nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

Vermittler der Gotik sind in Sardinien seit 1229 vor allem die Bettelorden. Während der Kirchenbau des Weltklerus bis ins 14. Jahrhundert an provinziell-romanischen Vorstellungen festhält, vermitteln die Franziskaner die Kenntnis der einschiffigen, holzgedeckten Ordenskirche Umbriens und der Toskana. Eine eigene Bettelordensgotik bildete sich jedoch nicht, es kommt vielmehr durchweg zu einer Verschmelzung mit der gleichzeitig von Norden und Süden sich über die Insel ausbreitenden islamischen Welle und damit zur Bildung einer eigenen insularen Baurichtung. Als bedeutendste Anlage wird die nach Einsturz 1875 nur zeichnerisch überlieferte Bettelordenskirche S. Francesco di Stampace in Cagliari genannt, deren Grundrißlösung jedoch keinerlei Priorität gegenüber den umbrisch-toskanischen Parallelen beanspruchen kann.

Die Darstellung einer Reihe kleinerer Kirchenbauten des 14. Jh. kennzeichnet bereits den kulturellen Niedergang Sardinien, der mit seiner Lösung von den festländischen italienischen Bindungen einsetzt. Bemerkenswert in diesem letzten Abschnitt der Untersuchung das Motiv der nach außen rechteckig ummantelten Apsis bei den einschiffigen Kirchen S. Gregorio in Sardara (Cagliari) und der Carmine in Mogoro (Cagliari). Die Voraussetzungen für diese in Sardinien sonst unbekannte Apsisform sucht D. in einem wölbungstechnischen Unvermögen. Dieser Annahme widersprechen die seit dem 7. Jh. nachweisbaren analogen syrischen Vorkommen, das ostsizilische Beispiel in Forza d'Agro, Basilianer Abteikirche S. Pietro e Paolo (1171/72) oder die aus dem späten 12. Jh. stammende Kreuzfahrerkirche von Koubeibeh bei Jerusalem. Eine der Carmine von Mogoro im Grundriß völlig gleichende Anlage war die Kapelle S. Martino im Hof des Kastells von Enna.

Die auf Tafeln beigegebenen Abbildungen sind in Format und technischer Wiedergabe als vorzüglich zu bezeichnen. Für die im Text vermerkten Grundrisse trifft dies leider nicht zu. Die Pläne der großen Bauten wurden so stark verkleinert, daß die Maßstäbe nicht mehr lesbar sind, darüber hinaus wurde durchweg auf ein Eintragen der Gewölbe verzichtet. Da diese Beschränkung auf den Baumriß, die in den Guide del TCI angehen mag, die Benutzung des Buches sehr erschwert, wäre die Wiedergabe vollständiger Planzeichnungen, bereichert durch gelegentliche Quer- oder Längsschnitte, in den weiteren Veröffentlichungen dieser Reihe wünschenswert. H. M. Schwarz

ARMIN TUULSE, *Kronobergs slottsruin*. (= Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar, Del 76). Stockholm, Wahlström & Widstrand, 1951. 211 S. und 7 Pl. Kr. 20.—.

Die Schloßruine von Kronoberg unweit Växjö in Småland, im Grenzgebiet gegen das ehemals dänische Blekinge, gehört zu den weniger bekannten Anlagen Schwedens,